

Debattenkultur

## Wie war noch mal das korrekte Wort?

Immer mehr Menschen sind unsicher, was sie noch sagen dürfen und was nicht. Kein Wunder, sagt unsere Autorin. Unsere Debattenkultur ist elitär und schließt viele aus.

Von **Eva Marie Stegmann**

20. November 2019, 16:57 Uhr / Editiert am 25. November 2019, 19:25 Uhr / DIE ZEIT Nr. 48/2019, 21. November 2019 / [95 Kommentare](#)

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN



*"Toleranz ist nichts Gottgegebenes." © Silvio Knezevic für DIE ZEIT*

"Sind das viele Ausländer!" Ja, ich glaube, das waren in etwa die Worte, die ich dachte. Im Bus Richtung Uni scherzten, schimpften und debattierten Menschen in Sprachen, die ich noch nie gehört hatte. Frauen mit Kopftüchern, Männer mit dunkler Haut, Kinder, die "anne" statt "Mama" schluchzten. Es war mein erster Tag in Darmstadt, der Stadt, in der ich 14 lehrreiche Semester später mein Diplomzeugnis entgegennehmen sollte. Ich, das Kind aus dem bayerischen Dorf. Heute weiß ich, dass mein Gedanke von damals rassistisch war. Wahrscheinlich war ich mehr Ausländer in Darmstadt als jeder andere im Bus. Die Irritation über die für mich ungewöhnlich aussehenden und sprechenden Menschen bekam ich nicht anders zu fassen als mit der Formel "Sind das viele Ausländer!".

Keine zwei Jahre später konnte ich dank zahlreicher Partys im Studentenwohnheim – einer Wohnanlage mit eigener Disco und mehreren Tausend Bewohnern – selbst die ersten Brocken Russisch, Arabisch, Hindi. Das meiste waren Schimpfwörter und Trinksprüche, aber immerhin. Ich hatte mich mit Bourdieu, Elias und den Mechanismen der Ausgrenzung im Soziologieseminar befasst und mich in einen Studenten namens Abdul aus Syrien verliebt. Ich genoss die Atmosphäre in der großen Stadt. Offen, zugewandt, tolerant. Von "Ausländern" sprach ich nicht mehr – ich dachte es nur noch ab und zu.

Gut, dass es damals noch kein Twitter gab. Kaum vorzustellen, was passiert wäre, wenn ich, 18 Jahre alt und unbedarft, gepostet hätte: "Erstes Mal im Darmstädter Bus, echt voll und viele Ausländer!"

Es wird schnell geurteilt in den sozialen Medien, noch schneller steht man in einer Ecke, aus

der man nicht mehr herauskommt. Das ist auch der Grund, warum ich lange gezögert habe, diesen Text zu verfassen. Ich habe Angst, dass ich falsch verstanden werde. Dass Rechte meine Worte vereinnahmen. Dass Linke mich für sie an den Pranger stellen. Dass ich als AfD-Sympathisantin gelte, obwohl mir nichts ferner liegt als diese Partei.



Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 48/2019. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen.  
[<https://premium.zeit.de/abo/diezeit/2019/48>]

Erst kürzlich wurde eine Umfrage heiß diskutiert: Der zufolge glauben 63 Prozent der Deutschen, man müsse "aufpassen, was man sagt". Dass man beispielsweise nichts Schlechtes über "Ausländer" sagen dürfe, ohne als Nazi beschimpft zu werden. Der rechte "Das wird man ja wohl noch sagen dürfen"-Rand jubilierte und empörte sich einmal mehr über "Sprachpolizei", "Meinungsdiktatur" und "Stasi 2.0", diesmal mit vermeintlich statistischer Power im Rücken. Das linksintellektuelle Milieu schredderte die Umfrageergebnisse mit dem Tenor: In welchem Land leben die denn? Hier darf man alles sagen!

Aber können Sie sich vorstellen, dass ein Psychiater einen Patienten mit diffusen Ängsten oder einer Phobie mit den Worten "Da ist nichts dran" heilt? Das wäre genauso arrogant wie fahrlässig.

Ich wage hiermit ein Geständnis: Ich gehöre zu den 63 Prozent.



## Der exklusive Newsletter für Abonnenten

Wir empfehlen Ihnen per E-Mail die besten Artikel aus Ihrem Abonnement. Wie oft möchten Sie den Newsletter erhalten?

Am Wochenende  Täglich

**NEWSLETTER ABONNIEREN**

Als ein Foto des kanadischen Premierministers Justin Trudeau auftauchte, mit dunkel angemaltem Gesicht und Turban, geschossen vor vielen Jahren auf einer Faschingsparty, kommentierten viele, das könne ihn die Wiederwahl kosten. Er entschuldigte sich öffentlich. Immer wieder. Mir kam die Aufregung übertrieben vor. Dennoch teilte ich das nur einigen Freunden mit, ich schrieb nirgends: "Ich finde die Aufregung übertrieben."

## So schroff möchte ich nicht angegangen werden

Vor Kurzem habe ich erfahren, dass das Wort "exotisch" wohl problematisch ist. Eine Frau, die in einer Telegram-Gruppe von einem "exotischen Thema" schrieb, wurde schroff angegangen. So schroff möchte ich nicht angegangen werden, also tat ich nicht kund, dass ich "exotisch" bisher mit Ananas und Kiwis verbunden und in dem Wort keine Abwertung gesehen habe. Warum schwieg ich? Ich war sicher, dass ich im Unrecht bin. Dass sich die Empörten auf eine Norm beziehen, die ich noch nicht kannte.

Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie, meine Generation ist die erste, die bei uns Abitur gemacht hat. In meinem 3000-Seelen-Dorf wurden die wenigen Zugezogenen – aus dem Nachbarort etwa – von jeher kritisch beäugt. Es gab ein Mietshaus, in dem türkische Familien wohnten, "de Törke", sonst keine Menschen anderer Herkunft. Man sprach nur eine Sprache, nämlich "Lafischer Platt". Ein harter, unterfränkischer Dialekt, so sch- und ä-lastig, dass nicht einmal der glühendste Lokalpatriot auf die Idee käme, ihn "wohlklingend" zu nennen.

Die dörfliche Enge verließ ich erstmals zum Besuch des humanistisch-neusprachlichen Gymnasiums in der nächstliegenden Stadt. Im unterfränkischen Aschaffenburg begegnete ich erneut kaum Menschen, die anders sprachen oder aussahen. Im Sommer saßen wir im Schneidersitz auf Mandala-gemusterten Decken am Mainufer, hörten Bob Marley und freuten uns aufs alljährlich stattfindende "Afrika-Karibik-Festival", wobei wir uns unfassbar weltoffen fühlten. Bei dieser Sehnsucht nach Ferne und dem vagen Gefühl von Freiheit, die wir irgendwo hinter den "Auf Wiedersehen"-Schildern der Stadt vermuteten, ging es im Grunde um die Joints, die von Hand zu Hand wanderten, und das Gemeinschaftsgefühl, resultierend aus dem kollektiv geteilten Leid der Pubertät. Gegen rechts zu sein war gleichermaßen Konsens und graue Theorie. In die Verlegenheit, verbal oder körperlich für diesen Wert kämpfen zu müssen, kamen wir nicht. Es gab Skater, es gab Punks und Emos. Es gab keine Nazis.

Eigentlich, finde ich, könnte man vor diesem Hintergrund mit meinem damaligen Ich Milde walten lassen und ihm nachsehen, dass es am ersten Studientag im Darmstädter Bus keine besseren Worte und Gefühle parat hatte als jenen "Das sind ja viele Ausländer!"-Gedanken.

Es gibt Menschen, die im öffentlichen Diskurs brillieren. Menschen, die stolpern. Und Menschen, die nicht stattfinden. Das hat meist wenig mit individuellen Fähigkeiten zu tun. Sondern vor allem mit Machtverhältnissen.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu sagte, Sprechen sei ein ständiges Reproduzieren von sozialer Ungleichheit. Er sagte auch, dass es ein Gefühl dafür gibt, in einem bestimmten Umfeld "das Richtige" zu sagen. Dieses Gefühl kommt nicht von irgendwoher: Es ist uns qua Geburt mitgegeben, es ist in uns, als Teil unseres Habitus, wir müssen nicht darüber nachdenken. Und es hängt davon ab, in welchem Milieu wir aufgewachsen sind. Als soziale Aufsteigerin muss ich mir Verhaltenscodes und Werte, die andere von Kindheit an kennen, bewusst aneignen, um im neuen Umfeld bestehen zu können.

Mein Studium hat mich zu einem offeneren, toleranteren Menschen gemacht (ob zu einem besseren, vermag ich nicht zu beurteilen). Ich bin mir bewusst, dass ich vielen gegenüber, die wie ich aufgewachsen sind in Käufern und Kleinstädten, weitab der großstädtischen Meinungszentren, einen Wissens- und Erfahrungsvorsprung habe. Ich habe inzwischen eine Ahnung davon, was *politically incorrect* sein könnte – anders als diejenigen, die ihr ganzes Leben in Orten verbracht haben, in denen sich niemand am "Zigeunerschnitzel" in der Speisekarte stört, wo man zum "Dönermann" geht und "Mohrenköpfe" isst.

## **Diskursive Waffen im Anschlag**

Sie alle "dumm" oder "Nazis" zu nennen ist leicht. Aber ist es auch zutreffend? Manchmal scheint es mir, als warte eine bestimmte Gruppe nur mit den diskursiven Waffen im Anschlag, bis irgendwo im öffentlichen Raum ein falsches Wort aufblitzt. Wer kein Gendersternchen setzt, ist automatisch ein Sexist. Wer "exotisch" sagt, ein Rassist. Ist es wirklich so einfach?

Hätte ich nicht studiert, ich bin sicher, ich würde viele "falsche" Wörter verwenden. Und mich wundern, wahrscheinlich sogar ärgern, wenn mir das jemand verbieten wollen würde.

Jemand, der Begriffe benutzt, die mir fremd wären, wie "Diversität", "strukturelle Ausgrenzung" oder "Mechanismen der Macht". Vorgetragen mit Herablassung und Wut. Und alles, was bleibt, ist ein diffuses Gefühl, dass diese Herablassung und diese Wut von Menschen ausgehen, die mehr haben als ich. Mehr Bildung. Meist mehr Geld.

Wer bestimmt, was wie gesagt werden darf, hat Macht und Deutungshoheit. Und die Debatte, die wir gerade führen, ist auch ein Kampf verschiedener Milieus. Intellektuelle gegen Arbeiter, Großstädte gegen Kleinstädte und Dörfer.

Das Wort "Ausländer" strich ich endgültig aus meinem Wortschatz, nachdem mein Freund Jörg, der einen kubanischen Vater hat, mir nach stundenlangen theoretischen Diskussionen von seinen eigenen Erfahrungen als nicht deutsch Aussehender erzählt hatte. Als ich ihn das erste Mal mit nach Aschaffenburg nahm, erlebte ich es selbst. Wir wollten gerade das Bahnhofsgelände verlassen, als zwei Zivilpolizisten auf uns zu schlenderten. Sie baten ihn - nicht mich! -, seinen Rucksack zu leeren. Sie fanden nichts.

Einmal in Wiesbaden schrie eine alte Frau uns nach. "Viehzeug wie er" solle sich verpissen. Wir gingen weiter. Sagten kein Wort. Es war schrecklich und tat furchtbar weh.

Zu meinem Uni-Wissen über Ausgrenzung addierten sich diese Emotionen. "Ausländer" verschwand nicht nur aus meinem Wortschatz, sondern auch aus meinen Gedanken. Ich bin sensibilisiert, theoretisch und emotional.

Doch es war ein jahrelanger Prozess. Viele erleben diesen Prozess nie. Und werden nun häufig von denjenigen verurteilt, die eine tolerante, multikulturelle Lebenseinstellung qua Geburt einatmen durften, die Eltern hatten, die sie auf Waldorfschulen schickten und ins Theater schleiften, am Abendbrottisch niveauvolle politische Debatten führten. Die meist schon als Kleinkind fremde Kulturen kennenlernen konnten. Ich schaffte es mit meinen Eltern nie weiter als nach Barcelona, Pauschalurlaub, mit viel zu süßem Slush Puppie, der Hass jedes Individualurlaubers, ich fand es göttlich. Immerhin reisten wir klimafreundlich, im Reisebus. Das erste Mal im Flugzeug saß ich, als ich weit über 18 Jahre alt war. Das erste Mal den Kontinent verlassen habe ich mit 25. Toleranz ist nichts Gottgegebenes. Man muss Toleranz lernen und erfahren dürfen. Toleranz ist eben auch eine Frage des Milieus.

Durch die sozialen Medien hat theoretisch jeder die Möglichkeit, immer und überall mitzureden. Trotzdem schließt unsere Debattenkultur viele aus. Die, die - mit Bourdieu gesprochen - nicht den Sinn für das richtige Wort im neuerdings hochsensiblen öffentlichen Raum haben. Trotzdem können sie das Richtige meinen.

Ein Beispiel: Auch in meinem Heimatdorf sind 2015 Geflüchtete untergebracht worden. Viele haben ihnen geholfen. Meine Mutter erzählte vor Kurzem am Telefon, dass die syrischen Familien bleiben wollen. "Weil es ihnen so gut bei uns gefällt - ist das nicht schön!" Sie freute sich. Nur sagte sie eben nicht "*refugee*", sondern "Flüchtlinge" und "unsere Syrer", manchmal vielleicht sogar "Asylanten".

Also ja, ich verstehe, wenn jemand sich nicht traut, zu sagen, was er denkt. Ich kann die Wut fühlen. Die Frustration, nicht richtig verstanden zu werden.

Unsere Debattenkultur ist elitär, und die eigentlichen Eliten, die, von denen man doch erwarten könnte, dass sie sich für ein besseres Miteinander einsetzen, heizen die Situation auf und schlagen mit ihren rhetorischen Waffen auf Unbewaffnete ein.

Wir sollten zumindest versuchen, uns gegenseitig zu verstehen. Damit sich der Frust, den einige der 63 Prozent fühlen, nicht in Hass verwandelt. Und in ein Kreuz bei der AfD.